

Inhalt:

- 1. Flucht aus der Matrix (Erwachen nach dem Koma)**

- 2. Meine frühen Jahre**
 - Ein Kind der Liebe
 - Stubenarrest ist nicht das Schlimmste
 - Meine Liebe: Zweiräder
 - Mein erstes eigenes Rad
 - Wie ich mit Hunden meine Jugendweihe rette
 - Im Seitenwagen in der Luft
 - Wir werden Kaskadeure
 - Ich habe (fast) ein Motorrad
 - Das Bike erblickt das Licht der Welt
 - In der DDR musst du arbeiten
 - Die Badewanne der Berliner

- 3. Wende- und Nachwendegeschichten**
 - Unglaublich – das Ereignis meines Lebens
 - Alles strömt in eine Richtung
 - Was für ein Wiedersehen
 - Ein Ende und ein Anfang
 - Unser Leben im Paradies

- 4. Mein Leben mit dem Tumor**
 - Plötzlich ein Pflegefall
 - Flucht aus der Matrix (Fortsetzung)
 - Wieder auf eigenen Beinen
 - Schwankend zum Standesamt
 - Radfahren nicht nur zur Muskelstärkung
 - Die erste große Tour
 - Forrest Gump ist nicht zu halten
 - Forrest Gump trifft Inklusion braucht Aktion
 - In Aktion für Inklusion
 - Auf der Schwelle zur Weltreise auf dem Fahrrad

- 5. Mein Nachwort**

- 6. Inklusion braucht Aktion**

Vorwort

ABER DU BIST DOCH BEHINDERT – für einige meiner Freunde ist das nicht der richtige Titel, für andere genau richtig. Ich weiß nicht, wie Sie es empfinden, ich will Ihnen aber eine kurze Erklärung geben. Als ich meine ersten Reisen machte, waren einige Leute entsetzt, weil ein Mensch mit Handicap ja solche Reisen unmöglich planen kann. Weil sie dachten, das wäre eine Nummer zu groß für mich. Nur wenige trauten mir das zu. Alle anderen dachten: ABER DU BIST DOCH BEHINDERT!?

Die Presse nennt mich mittlerweile oft den „Mutmacher“ und in meinen Vorträgen höre ich von den Menschen, die zu mir kommen, Vergleichbares.

Wohin hat mich meine Reise geführt und wohin wird sie mich noch führen?

Ich selbst fühle mich immer noch als der Junge aus Berlin, der wie eh und je das macht, was ihm gerade einfällt. Ja, natürlich heute etwas überlegter als früher, wo meine Weltreise aus den Abenteuern bestand, die ich auf dem Nachbarspielplatz erlebte. Aber immer noch stehen das Abenteuer und das Kennenlernen anderer Menschen im Vordergrund. Unterwegs sein, ruhe- und rastlos. Vielleicht aus Angst, irgendetwas zu verpassen, das es lohnt, zu entdecken. Ich weiß es nicht genau.

Was ich sehr wohl weiß, ist die Tatsache, dass ich trotz meiner Behinderung – diese ist einem Tumor am Hirnstamm geschuldet – immer noch voll im Leben stehe und anderen mit meiner Geschichte etwas geben möchte. Mut und Zuversicht, dass das Leben irgendwie weitergeht – wenn man will.

Der Körper kann nur das machen, was der Kopf will. Und so treibt mein Geist meinen Körper an, immer weiterzumachen und mich aus der Diagnose Pflegefall weiter und weiter zu befreien.

Zum Glück habe ich für mich entdeckt, dass das Leben auch weitergeht, wenn man seinem Lebensinhalt – in meinem Fall das Motorradfahren und Tauchen – von jetzt auf gleich nicht mehr folgen kann.

Ein viel zitierter Ausspruch von mir dazu ist:

„Es ist nicht leicht, mit zwei lebensgefährlichen Diagnosen zu leben. Ich kann jedem nur raten, der eine lebensverändernde Krankheit hat: „GEBT AUF! Aber gebt nicht euch auf, gebt euer altes Leben so schnell wie möglich auf!!!“

So steht es auch auf meiner Website, die am Beginn meiner Reise als Mutmacher fungiert, und doch eigentlich nur ein Ergebnis des Drängens von Freunden und Bekannten beschreibt, mit meiner Geschichte an die Öffentlichkeit zu gehen.

Die Website und mein erstes Video sind der Start für viele Dinge, die mir seit 2014 passiert sind. Denn seit nunmehr drei Jahren habe ich einen großen Teil meines Lebens mit der Öffentlichkeit geteilt, in der Hoffnung, dass meine Geschichte immer noch mehr Menschen ermutigt, weiterzumachen.

Was ich durch meine Arbeit in der Öffentlichkeit für mich gelernt habe, ist, dass es da draußen in der Welt noch viele „Mutmacher“ gibt; Menschen wie du und ich. Zum Beispiel ein Rollifahrer, der mit dem Handbike ebenfalls der legendären Route 66 fast 4.000 Kilometer durch die USA folgte.

Oder eine blinde Frau, die ich auf meiner Reise durch das wunderschöne Japan traf. Der Wunsch dieser Frau war es schon immer gewesen, mit dem Rad durch Japan zu fahren; sie saß hinter ihrem Mann auf dem Tandem.

Ich lerne täglich dazu und solange dies so ist, stehe ich nicht umsonst auf und das Leben hat einen Sinn.

Durch diese Begegnungen kann ich auch „Zweiflern“ weitere Beispiele liefern und sie ermutigen, weiterzumachen. Es gibt wirklich betroffene Menschen, denen meine Gehbehinderung mit Gleichgewichtsproblemen, die ständigen Doppelbildern beim Sehen, der Verlust des räumlichen Sehens und die immer wieder auftretenden starken Hustenanfälle, weil mein Schluckreflex nicht mehr in Ordnung ist und der Körper versucht, dem Speichel im Rachenraum den Zugang zur Lunge zu verwehren, nicht behindert genug sind.

Mein Leben ist jetzt irgendwie anders und trotzdem für mich so gleich geblieben.

Ich reise noch, tue alles für die Menschen, die ich in mein Herz geschlossen habe, und lass den lieben Gott so oft wie möglich einen guten Mann sein.

Das Reisen geschieht auf eine andere Art und die Menschen, denen ich helfen kann, für die ich mich teilweise aufopfere, sind heute andere als früher. Trotzdem bin ich wie ich bin und war: sozial und reiselustig. Eigentlich hat sich für mich nichts geändert.

Und um dies alles den Menschen um mich herum näherzubringen und ihnen ein Verständnis für einen ganz normalen Typen von nebenan zu geben, habe ich dieses Buch geschrieben. Es startet nur aus einem Grund schon in meiner Kindheit – ich versuche, die mir am meisten gestellte Frage zu beantworten: „Hast du allein unterwegs keine Angst?“

Ich habe mich an viele schlimme Ereignisse in meinem bewegten Leben erinnert, aber auch an noch viel mehr tolle, unvergessene Erlebnisse mit Freunden und der Familie.

Ich wünsche mir, dass ihr nun Lust auf mein Buch bekommen habt. Denn die Reise beginnt für uns hier und jetzt. Viel Spaß bei den Geschichten eines ganz normal schwerbehinderten Typen aus Berlin!

Unser Leben im Paradies 4

Ich fand mich auf dem Fußboden wieder. Es war nicht das erste Mal, ich brach morgens nach dem Aufstehen einfach so zusammen. Keine Ahnung, wie lange ich da schon lag. Annett ging fast immer allein zum Frühstück, ich bin kein Frühstücksmensch. Sie braucht ihren Kaffee, einen gemütlichen Start in den Tag mit einem Honig- oder Marmeladenbrötchen.

Es war schon beängstigend, dass ich einfach zusammenbrach. Beim ersten Mal hatte ich Annett gar nichts davon erzählt, ich wollte sie nicht beunruhigen. Jetzt musste ich ihr aber von meinen Ohnmachtsanfällen berichten. Sie machte sich, wie vermutet große Sorgen und wir hofften, dass die Zeit nicht gegen uns spielte und wir bald Urlaub machen könnten.

Es war Weihnachten 2008, seit Wochen war ich nicht mehr im Wasser, mein Paradies hatte gelitten und mein Körper mit ihm. Die Sehnsucht nach den Korallen, den Fischen und den blubbernden Geräuschen der Ausatemluft fehlte mir so unheimlich. Dazu kam noch die Langeweile, im Winter tauchen weniger Leute und die Basis ist leerer. Zum Jahreswechsel wird es zum Glück noch einmal voll, und so konnte ich wenigstens ein paar Taucher mit meinen Geschichten von den tollen Tauchplätzen hier im Süden von Ägyptens Rotmeerküste beeindrucken.

Was jetzt folgte, war unglaublich: Es war noch früh am Morgen, das Hotel wachte langsam auf und ich dachte so bei mir, in gut zwei Wochen bist du in Deutschland und gehst zum Arzt. Die müssen dir helfen. Wir hatten Flüge nach Bonaire gebucht, eine der ABC Inseln, mitten in der Karibik. Das sollte unser Jahresurlaub werden. Drei Wochen Strand, Land kennenlernen und tauchen, tauchen, tauchen. Die mussten mich in Berlin schnell wieder fit machen. Dass ich Bonaire nicht besuchen werde, sondern kurz vor dem Tod stand, war nicht einmal ansatzweise in meinen Gedanken. Ich ließ, wie schon so oft, meinen Blick über den Strand schweifen und entdeckte jemanden, der mit seinen Flossen und seiner Tauchermaske zum Meer ging. Meine Augen folgten ihm.

Wir haben zwei Augen, jedes macht sein eigenes Bild und unser Gehirn vollbringt in einer unglaublichen Geschwindigkeit, das Wunder daraus ein Bild zu machen. An diesem Morgen wurde mir das zu allerersten Mal bewusst. Mein linkes Auge folgte dem Schnorchler und das rechte Auge machte keinen Schwenk, sondern schoss auf derselben Strecke nur vier Bilder, bevor sich aus diesen beiden Darstellungen für mich wieder ein Bild formte. Spätestens jetzt war mir ganz schrecklich bewusst, dass dies nicht nur mit einem kleinen Steinchen zu tun haben konnte, das in meinem Ohr seine eigenen Bahnen verfolgte. Ich betrachtete erneut den Schnorchler am Strand. Wieder folgte nur das linke Auge dem Mann mit der Schnorchelausrüstung, das andere Auge schoss genau wie eine Kamera nur einzelne Bilder. Ich verstand die Welt nicht mehr, ich ging so schnell ich konnte zu Annett und erzählte ihr davon. Sie schaute mich erst entsetzt an. Ich hatte einfach ihr Gespräch mit einem Gast unhöflich unterbrochen. Als ich ihr meine Erlebnisse in den letzten Minuten schilderte, schauten sie und der Gast mich mit großen, ungläubigen Augen an.

Jetzt wollte ich nur noch nach Berlin, endlich zu Ärzten, die mir helfen konnten. Bis hier nahm ich das Ganze auf die leichte Schulter.

Nachdem mir noch ein zweiter Arzt, auch ein Gast bei uns, bestätigte, dass das mit dem Ohr ganz naheliegend war, opferte ich sogar meinen freien Tag, um nach Masa Alam in die Druckkammer zu fahren. Dort sitzen entlang der Küste noch die besten Ärzte. Als selbst einer dieser Ärzte in Richtung Ohr tendierte, war mir klar: Das ist nicht des Rätsels Lösung, du brauchst einen Facharzt.

Irgendwie verging die Zeit jetzt für mich wie in Zeitlupe. Anfangs hatte ich mich noch von Peter massieren lassen. Peter war Tauchlehrer bei uns und auch Physiotherapeut. Er hatte mir ganz am Anfang gesagt, dass es auch einfach nur ein Nerv sein könnte, der eingeklemmt war und so Übelkeit verursachte. Jetzt brach ich morgens einfach zusammen, ich konnte nicht ohne Annetts helfende Hand bei Dunkelheit durch die Hotelanlage gehen. Tauchen war unmöglich, weil mir immer mal schlecht wurde und nun bekam mein Hirn es nicht einmal mehr auf die Reihe, aus zwei Bildern eins zu machen.

Ich musste unbedingt nach Deutschland ...

4. Mein Leben mit dem Tumor

Plötzlich ein Pflegefall

Morgen geht es nach Deutschland – Berlin. Endlich Ärzte, die dir sagen können, was du hast, die dir helfen wieder gesund zu werden und all diese schrecklichen Dinge, die mit deinem Körper passieren, behandeln.

Ich hatte Wochen darauf gewartet zum Flughafen zu fahren, ja, ich war mir damals nicht bewusst, wie schlimm es eigentlich um mich stand. Ich dachte, die zwei Monate, bis zu deinem Jahresurlaub, hältst du noch aus und dann gehst du in Berlin auch noch einmal zum Arzt und schaust, was der dir sagt.

Der Flug war ruhig, wie eigentlich meistens auf der Route von Hurghada, in Ägypten, nach Berlin. Über den Atlantik sieht es da oftmals anders aus. Selbst Annett, die fürchterliche Flugangst hat, konnte einigermaßen entspannt reisen.

Ich finde, Fliegen ist eine gute Form zu Reisen, schnell von A nach B, und sicher ist es auch noch.

In Berlin angekommen, war es bitterkalt. 10 Grad minus sind die Hölle, wenn man, wie ich, in einem Land lebte, wo im Sommer 33 Grad im Schatten und im Winter Minimum 14 Grad herrschen. 24 Grad Unterschied sind einfach nur grausig.

Als wir 1998 zum ersten Mal auf Cuba waren, haben wir uns darüber amüsiert, dass wir im T-Shirt und kurze Hose, Havanna besucht haben und die Kinder auf dem Schulhof dem Fußball in dicken Anoraks hinterher gerannt sind. Uns lief der Schweiß und die Kinder froren trotz der Bewegung. Damals hätte ich nicht gedacht, dass es mir eines Tages so ähnlich gehen wird.

Als Tauchlehrer in Ägypten war ich jeden Tag im Wasser, mit meinem Neoprenanzug. Wasser leitet Wärme viel besser als Luft und darum kühlt man schneller aus, man braucht den Anzug zum Schutz.

Wenn ich im Winter bei 20 Grad Wassertemperatur, Urlauber in Badesachen im Meer sah, bin ich fast gestorben. Im Sommer sind 29 Grad die Spitze. Es war jetzt so schrecklich kalt. Seit meiner Zeit als Tauchlehrer war ich nie wieder nur mit einer Badehose im Wasser gewesen. Wasser ist nicht dafür gemacht, es ohne angemessenen Schutz zu betreten, da bin ich mir sicher.

Wir hatten unsere dicksten Sachen an und waren froh, als das Auto meiner Schwiegereltern im Innenraum endlich wieder warm wurde, nachdem es in Schönefeld auf dem Parkplatz ausgekühlt war.

Jedes Jahr das Gleiche, wir kamen im Januar nach Berlin um Urlaub zu machen und unsere Weihnachtsgeschenke abzuholen.

Wir gingen auch immer shoppen, neue Sachen kaufen für ein Jahr im Ausland. Ja, es gab sogar Geschäfte, in denen man uns freudig begrüßte und sich freute, uns die Ware vom letzten Sommer zu zeigen. Die Händler wussten in etwa, was wir trugen und wenn sie die Sommersachen im Lager verschwinden ließen, packten sie uns schon einige Sachen bei Seite, die sie dann nur schnell zur Anprobe holen mussten. Wir hatten die Möglichkeit auch im Winter Sachen für wärmere Tage zu kaufen und sie wurden noch ein paar Dinge los, die im Schlussverkauf nicht den Besitzer gewechselt hatten. Dieses Jahr war alles anders, mir ging es seit Wochen schlecht, ich fühlte mich nicht fit. Was war nur los?

Meine Schwiegereltern machten sich Sorgen und fragten mir besorgt Löcher in den Bauch. Ich wusste doch auch nicht, was ich hatte. Alle mit denen ich sprach, und die Ahnung haben konnten, tippten eben darauf, dass es am Ohr lag. Weil ihnen das bei Tauchern naheliegend erschien.

Am Abend um 22:00 Uhr landeten wir in Berlin. Nach einer kurzen Nacht, wir mussten ja berichten, was im letzten Jahr alles so los war, ging es morgens zum Arzt.

Unser guter alter Doktor freute sich, er sah uns ja nur selten, mal für neue Impfungen, das war es dann aber auch.

Bevor wir ins Ausland gingen, sahen wir uns sehr oft. Er hatte seine Praxis schräg rüber auf der anderen Straßenseite und man begegnete sich fast täglich. Auch er freute sich immer zu hören, wie es uns im Ausland so erging und wünschte uns nur Gutes.

Wir waren gleich früh um 08:00 Uhr bei ihm, um anschließend den Tag noch für andere Dinge nutzen zu können. Es gab immer so viel zu tun, wenn wir in Berlin waren. Einkaufen, Papiere, Ämter, Freunde besuchen und, und, und.

Unser Arzt hörte sich alle meine Wehwehchen an und kam zu dem Schluss, dass ich besser in die Rettungsstelle fahren sollte. Ich erzählte ihm ja, dass wir nur 14 Tage in Berlin waren und dann nach

Bonaire in den Urlaub zum Tauchen fahren wollten. Bis dahin musste ich fit sein, ich war ja nun aufgrund der Übelkeit und Schwindelgefühls schon seit Wochen nicht mehr im Wasser gewesen.

Rettungsstelle ist gut: Erstens, weil sie dort alles haben, was man braucht. Man wird nicht von einer Stelle zur anderen überwiesen. Das spart viel Zeit. Ja, und Zeit hatten wir ja nie, wenn wir in Berlin waren. Und zweitens ist mit dem Kopf nicht zu spaßen, also ab in die Rettungsstelle.

Rettungsstellen sind immer voll, grausig. Nach fast zwei Stunden Warten wurde ich zum Arzt gebeten und es wurde eine Computertomographie, ein so genanntes CT, gemacht.

Wieder eine Stunde später, es war schon nach Mittag, wurde ich erneut aufgerufen. Also wieder zum Arzt rein, er hatte sich ja schon alles angehört, was ich so hatte, und nun wollte er bestimmt die Bilder auswerten und mir ein paar Tabletten verschreiben. Danach konnte ich endlich wieder hier raus, ätzend so ein Vormittag bei Ärzten.

Es waren seit unserer Landung in Berlin und der Diagnose gerade einmal vierzehn Stunden vergangen. Der Weg vom Paradies - jeden Tag kurze Hosen, T-Shirt, das Rote Meer nur hundert Meter von deiner Haustür weg, ein Arbeitsplatz bei bunten Fischen und Korallen, ja, Delphine - in die Hölle war beschritten.

Diagnose Tumor am Hirnstamm – Schnellstmöglich operieren – Lebensgefahr ...

... gleich nach der Diagnose Hirntumor ging alles sehr schnell, ein Tempo, welches ich heute als unglaublich beschreiben würde, weil von jetzt auf gleich, Monate meines Lebens einfach weg waren.

Eine Reise durch die Zeit in Lichtgeschwindigkeit.

Eigentlich dachte ich, dass ich den Abend mit der Familie von Annett verbringe, aber man behielt mich zur Beobachtung gleich im Krankenhaus. Der Chef persönlich führte lange Gespräche mit uns. Annett war jetzt bei allen Gesprächen, die mit den Ärzten geführt wurden, dabei.

Als ich mittags mit meiner Diagnose Hirntumor bei den Ärzten rauskam und ihr das Ergebnis mitteilte, glaubte sie mir zuerst nicht. Sie meinte, damit macht man keinen Spaß. Ich erklärte ihr aber, dass es stimmte. Sie sagte immer wieder, dass dies kein Spaß wäre. Ich glaube, sie wollte es ebenso wenig wahr haben wie ich.

Man gab mir Medikamente und machte weitere Untersuchungen. Die Familie wusste nun Bescheid und niemand wollte es glauben.

Am nächsten Tag ging ich mit Annett spazieren, vom Krankenhaus im Friedrichshain bis zum Alex ist es nicht weit. Wir liefen, wobei ich erwähnen muss, dass man mir deutlich sagte, dass ich sehr vorsichtig sein musste, und wir das Krankenhaus nicht verlassen sollten. Mein Schwindel war zu dem Zeitpunkt schon sehr stark, ich hakte mich, wie die letzten Wochen gewohnt, bei Annett ein. Die Luft war immer noch kalt, aber es störte mich nicht mehr so wie in den letzten Jahren, in denen wir nur mal ein paar Wochen in dieser Stadt waren, der wir den Rücken gekehrt hatten. Ich hasste dieses

Land mit seinen merkwürdigen Gesetzen, die es offensichtlichen Betrügern ermöglichte, fleißige Handwerker, die Basis des Wohlstands in Deutschland, zu betrügen.

Ich erinnere mich nicht mehr, ob es ein klarer oder trüber Tag war, aber ich weiß es noch wie heute, dass ich trotz des Bewusstseins, dass ich in absehbarer Zeit sterben könnte, ziemlich gefasst war. Wenn es zu Ende ist, ist es zu Ende, dachte ich. Man kann gegen Gevatter Tod nicht viel machen, er holt dich oder nicht.

Wir gingen in ein Steak-House, ich wollte mir nach Monaten Hotelessen etwas Besonderes gönnen. Danach würde ich im Krankenhaus gepflegt. Das war nicht wirklich besser als im Hotel ...

Unsere Gespräche landeten irgendwie immer wieder beim Thema Sterben.

Annett ist eine wirklich starke Frau, sie hatte mit sich zu kämpfen, ganz sicher, aber sie ließ sich nichts anmerken, sie wollte mir das Leben nicht noch schwerer machen. Eine starke Frau, die diese Stärke die nächsten Tage, Wochen, ja Monate bis zum Äußersten beanspruchen musste. Ich liebe dich.

Tja, zwei Tage bis zur OP waren schnell rum, viel Besuch, viele Gespräche, nachdenken.

Die Meldung, dass ich einen Tumor im Kopf hatte, der operiert werden musste, verbreitete sich in Windeseile um die halbe Welt. Alle sendeten mir Mails und wünschten mir von den entlegensten Orten nur das Beste.

Was ab jetzt passierte, weiß ich nur von Annett. Oder ich erinnere mich an Dinge, die ich wahrnahm, als seien sie hinter einer dicken Nebelwand passiert.

Ich war jetzt drei Tage in Berlin und wurde in einen OP-Saal geschoben. Diese Welt ist verrückt, es trifft dich immer dann am härtesten, wenn du denkst, jetzt hast du einen guten Lauf.

Nach der OP war alles gut, meinte Annett mal zu mir. Wir unterhielten uns ganz normal, und wenn ich nicht die Schläuche im Kopf gehabt hätte, die das Wundwasser ableiteten, dann hätte man denken können, es wäre gar nichts gewesen.

Ich erinnere mich nur daran, dass mich die jüngste Schwester von Annett mit ihrem Freund im Krankenhaus besuchte. Ihr Besuch war zu einer ungünstigen Zeit, man wollte mich eigentlich zum MRT bringen. Es gab aber gerade niemanden, der mich dort mit meinem Bett hinschieben konnte. Als dann der Chefarzt nach mir sah und mitbekam, dass ich noch immer nicht beim MRT war, packte er kurzerhand alles Nötige zusammen und gab Bescheid, dass er mich in das andere Haus zum MRT bringen würde. Enno, der Freund von Annetts Schwester, fasste mit an und los ging es.

Der Chef der Neurologie ist ein guter Mensch, Däne, Holländer oder Belgier, dem Namen nach, ich weiß es nicht.

Schon bei den Gesprächen vor der OP hatte er unser Vertrauen gewonnen. Er erklärte uns alles ganz ruhig und stellte ziemlich gut dar, was in der OP passieren würde. Annett schaute bei dem Gespräch ganz genau auf seine Finger. Wie sie mir hinterher erzählte, waren die ganz ruhig geblieben. Gut zu wissen, dass da einer an deinem Hirn rum macht, der sein Werkzeug auch ruhig halten kann.

Wir sollten uns einmal vorstellen, wie man ein Ei abpellt. Mit dem Tumor wird es so ähnlich sein, sagte er. Der Tumor sieht fast aus wie ein Hundeknochen, etwa zwei Zentimeter lang und einen breit. Das Schlimme ist, dass er mit einer Seite im Hirnstamm sitzt. Der Tumor sitzt also an einer denkbar ungünstigen Stelle, da genau dort alle Informationen zusammenlaufen.

„Wenn wir Glück haben, lässt sich das Ei ganz leicht abpellen. Die Schale geht ab, ohne dass die feine Haut, die sich zwischen Ei und Schale befindet, beschädigt wird. Der Tumor ist raus und gut. Wenn wir Pech haben, hängt das Gewebe zusammen und man würde wie beim Ei die Oberfläche beschädigen. Was am Hirnstamm mehr als ungünstig ist.“ Also hoffte ich, dass sie mir den Kopf aufmachen, mit einem kleinen Werkzeug hinter den Tumor kommen und ihn einfach ablösen können und er dann nicht mehr auf wichtige Regionen meines Hirnstamms drückt.

Die OP würde nicht ganz einfach sein, man hatte noch nicht viele Erfahrungen mit Tumoren an dieser Stelle. Der Chefarzt erzählte noch, dass es wohl eine Webseite im Netz gäbe, auf der Ärzte aus der ganzen Welt Informationen zusammentragen würden. Es aber genau an dieser Stelle nur drei Prozent aller Menschen mit einem Tumor am Hirn zu tun haben. Super Sven, wenigstens hast du was, das nicht jeder hat. OH MANN! Man kann sich also nicht wirklich mit anderen Ärzten austauschen.

Man schob mich früh um neun zum OP-Saal und als Annett um 18:00 Uhr schon unruhig war, wurde ich gerade wieder in mein Zimmer gebracht. Man hatte über viele Stunden versucht, an den Tumor zu gelangen, es führe kein Weg dorthin. Die eine Hälfte war heraus, die andere konnte man nicht entfernen, weil mein Herz stehen blieb, wenn sie einen Versuch starteten. Nach dem dritten Versuch gab man auf, ich war zu schwach, das Risiko war einfach zu groß, dass ich endgültig wegbleibe.

Natürlich wollte Annett mich auch zwei Tage nach der OP besuchen, sie war zuversichtlich, es war zwar noch ein Teil des Tumors in meinem Kopf, aber ich war wohlauf.

Als sie in mein Zimmer trat, und ich nicht da war, beschlich sie ein ungutes Gefühl. Was ihr so komisch erschien, war, dass zwar mein Bett im Zimmer stand, aber meine Sachen verschwunden waren. Was war geschehen?

Sie ging zum Schwesternzimmer und fragte, wo ich denn sei. Wo meine ganzen Sachen wären und ob mir etwas passiert war. Eine Schwester bat sie, sich doch erst einmal zu setzen, sie würde den Stationsarzt holen.

Ich kann bestimmt nicht sehr gut beschreiben, was für trübe Gedanken sich in dem Kopf von Annett verbreiteten, ich weiß nur, was sie mir von diesem Tag berichtete: „Ich dachte, du bist tot, wollte dies aber auf keinen Fall wahrhaben. Es dauerte ein paar Minuten bis der Arzt endlich kam. Minuten, in denen so viele Erinnerungen an unsere gemeinsame Zeit an mir vorüberzogen. Erinnerungen daran, dass du auch immer die schwierigsten Situationen gemeistert hattest. Du konntest nicht tot sein.“

Der Arzt berichtete Annett, dass ich in der Nacht eine Notoperation hatte. Es gab Komplikationen und man musste mir den Kopf auch vorn öffnen, um die Blutungen zu stoppen.

Ich lag auf der Intensivstation. Alles woran ich mich in diesen drei Monaten erinnern kann, sind Bruchstücke. Oftmals Bruchstücke, die so verschoben sind, dass ich in meiner Zeit in der REHA mal zu Annett sagte, ich würde mich nie wieder operieren lassen. Die Halluzinationen waren so grausig, dass ich damals lieber gestorben wäre. Heute, denke ich, dass ich wieder die Kraft hätte zu kämpfen. Ein Kampf lohnt sich, das wurde mir in den letzten Jahren mehr als bewusst. Ja, auch wenn man in einem tiefen Loch sitzt und denkt, man ist von allen guten Geistern verlassen, sollte man allen Mut zusammennehmen und kämpfen. Kämpfen um jeden schönen Tag auf dieser Welt, kämpfen darum mit Freunden, der Familie tolle Dinge zu erleben. Kämpfen darum mit der Liebsten noch eine ganze Weile das Leben zu genießen.

Ich nahm in der Zeit auf der Intensivstation die verrücktesten Dinge wahr. Zum Beispiel, dass ich mal wieder einen Sprung durch die Zeit gemacht hätte. In der Matrix nichts Außergewöhnliches, man musste mir nur neue Bilder einspielen.

Ich befand mich dieses Mal auf der Titanic, man brachte mich genau dort hin, weil die besten Ärzte sich dort an Bord befanden, und die hatte ich bitter nötig.

Alle waren voller Euphorie, jeder freute sich mit dem größten, sichersten Passagierschiff der Welt in See zu stechen. Man war unterwegs in eine Zukunft, die ungewiss war, aber nur besser werden konnte - Amerika das gelobte Land.

Niemand wusste, dass wir auf einen Eisberg auflaufen würden, um kurz danach zu sinken. Ich musste den Kapitän warnen. Ich musste mit dem Pfleger reden, ihm sagen, in welcher Gefahr wir uns alle befanden.

Ich weiß bis heute nicht, ob ich dem Pfleger vermitteln konnte, dass wir hier auf dem Schiff in Gefahr waren oder ob ich das alles nur im Unterbewusstsein erlebte. Wenn ich das vermitteln konnte, würde mich mal interessieren, was er dachte. Au Backe!

Für mich stand fest, er hatte mir nicht geglaubt und wir würden in drei Tagen ablegen. Die Zeit lief und niemand verstand, was ich ihnen allen sagen wollte: Wir werden sinken, sehr viele Menschen werden sterben. Ich kann hier nicht vermitteln, was es für ein Gefühl ist, zu wissen, dass man in ein paar Tagen sterben wird. Man weiß, dass man sich in einer Situation befindet, aus der man nicht mehr raus kommt.

Ich war in meinem Unterbewusstsein auch unterwegs als Berater für neue Tauchgeräte und stellte fest, dass die Geräte nicht gut funktionierten. Ich wollte den Menschen um mich herum mitteilen, wie gefährlich die neuen Geräte waren. In meinen Vorstellungen war ich in einem Behälter. Ich versuchte alles, doch man beachtete mich nicht in meinem mit Wasser gefüllten Glaskasten, in dem ich die Geräte testete.

Ich hatte einen Schlauch im Hals und dieser gab mir nicht genug Luft. Es stand fest, ich musste auftauchen, aber ich war irgendwo hängen geblieben. Ich konnte nicht an die Oberfläche.

Alles drehte sich nur darum, dass ich wahrscheinlich sterben werde und ich alle Kraft zusammennehmen musste, um zu überleben. Ich atmete lange und tief ein. Fing da schon der größte Kampf meines Lebens an?

Heute weiß ich ja, dass ich anfangs einen Schlauch im Hals hatte, um überhaupt atmen zu können und man mich am Bett anschnallte, damit ich mir nicht immer die lebenswichtigen Schläuche rauszog. Doch damals war für mich klar, es liegt an dem defekten Tauchgerät und meine Probleme entstehen durch dieses.

Ich schaffte es immer wieder, mich zu befreien und mir die Schläuche zu entfernen.

An eine wahre Begebenheit in dieser Zeit kann ich mich gut erinnern und Annett hat sie auch bestätigt. Man hatte überlegt, mir eine Trachealkanüle zu legen und wollte von Annett die Genehmigung dafür. Sie war mittlerweile mein Vormund und durfte dies entscheiden.

Vormund wurde sie, weil man, nachdem man ihr offerierte, dass ich ein Pflegefall bin, sagte, ich müsse nach dem Aufenthalt in der Klink in ein Pflegeheim. Der Chefarzt erzählte Annett, dass sie sich schnell um die Vormundschaft bemühen sollte, damit man von Amtswegen nicht noch anfängt, andere Dinge einzuleiten.

Tja, nun lag ich da und hatte meine vielen üblen Erlebnisse, die allesamt dafür sorgten, dass ich immer mehr an Kraft verlor. Wenn man in jedem „Traum“ (wie soll man es nennen?) um sein Leben kämpfen muss, wird man entweder verrückt oder die Kräfte schwinden langsam.

Annett, die wie ich, vor wenigen Wochen noch im Paradies zu Hause war, musste nun ihre tägliche und reale Hölle durchschreiten. Sie hatte es aus heutiger Sicht viel, viel schwerer als ich. Ich lag nur auf der Intensivstation und wurde von Maschinen am Leben erhalten.

Sie hingegen musste jeden Tag bangen, dass es nicht noch schlimmer würde. Dass der Pflegefall zu der halbseitigen Lähmung, den immer mehr werdenden Maschinen für die lebenserhaltenden Maßnahmen, einer Lungenentzündung, einer Glasglocke auf dem Auge - damit es nicht austrocknet, durch die Lähmung konnte ich es ja nicht mehr schließen - noch mehr Dinge anziehen würde wie ein Magnet.

Sie musste sich darum kümmern, eine Wohnung, eine Arbeitsstelle zu finden. Die Situation war grausig – Ohne Arbeit keine Wohnung, ohne Wohnung keine Arbeit.

Jeden Tag hat sie mich besucht, mir am Bett berichtet, was wieder passiert war und Grüße von allen, die mich kannten, bestellt. Ja, nach einem langen Tag, mit Ämtergängen und dem langen Besuch bei mir, sie durfte kommen wann immer sie wollte und bleiben solange sie wollte, hat sie noch Mails in alle Welt gesendet, um die besorgten Freunde auf dem Laufendem zu halten. Was für eine starke Frau.

Ja, viele Dinge habe ich mitbekommen, obwohl man mich mit Medikamenten echt weit runter fuhr. Zwischendurch hat man die Dosis aber gesenkt, um mich ansprechen zu können. Man wollte beispielsweise, dass ich verschiedene Bewegungen machte, um zu wissen, inwieweit sich meine Lähmung veränderte.

Wer in einer ähnlichen Situation wie Annett kommt oder ist, dem rate ich, sich mit dem Menschen, an dessen Bett man sitzt, zu unterhalten. Er bekommt bestimmt einiges mit und freut sich über die guten Nachrichten von Freunden und Verwandten.

Annett wollte nicht, dass ich eine Trachealkanüle bekomme, sie dachte, das ist das Letzte, was ich will. Meine geliebte Tante hatte kurz vor ihrem Tod auch eine solche Kanüle erhalten und, warum auch immer, war sie deswegen nach dem Absaugen des Sekrets gestorben. Es floss so viel Blut durch die Kanüle, dass sie buchstäblich verblutete.

Ich hatte dies damals alles mitbekommen. In der Nacht, als es passierte, rief mich mein Onkel sehr aufgeregt an. Ich verstand kaum, was er sagte. Wir verstanden nur, dass etwas mit meiner Tante nicht stimmte. Ich verständigte meine beiden Cousins und machte mich mit Annett schnellstmöglich auf den Weg zu meinem Onkel. Es war etwas Schreckliches passiert, das war sicher, ich hatte diesen so herzlichen und sich um seine Familie sorgenden Mann noch nie so außer Kontrolle erlebt.

Ich setzte unser Auto in Gang und wir rasten durch die Stadt. Bei meiner Tante angekommen, klingelte ich Sturm und es öffnete uns die Polizei. Man wollte uns erst gar nicht reinlassen und stellte viele Fragen.

Als man uns dann rein ließ, sah ich einen gebrochenen Mann. Mein so starker Onkel hatte wohl gerade das schrecklichste Erlebnis seines Lebens hinter sich gebracht. Wir versuchten ihn zu trösten. Nach und nach trudelten auch meine Cousins ein. Alle waren außer sich.

Als dann auch noch die Kripo kam, und meinem Onkel Fragen zum Sachverhalt stellen wollte, bin ich fast durchgedreht und habe sie angebrüllt, ob sie ihre Arbeit nicht erst am nächsten Tag machen können und ob mein Onkel so aussieht, als ob er am Tod meiner Tante Schuld ist.

Es klingelte wieder, der Leichenbeschauer holte meine Tante ab, die Ärzte konnten leider nur noch ihren Tod bescheinigen.

Meine Tante war weg. Die Frau, die immer für mich da war, wurde nun in einer schnöden Kiste davongetragen.

Was blieb, war die Wut, die Wut über Menschen, die sich keine Gedanken über die Hinterbliebenen machen. Eine Wut, die ich bei keiner anderen Gelegenheit je gespürt habe.

Wie mein Onkel beschrieb, wollte meine Tante, den sich immer wieder bildenden Schleim in ihrer Kanüle absaugen. Gleich nachdem sie fertig war, lief Blut aus der Kanüle. Sie rannte ins Badezimmer und holte sich ein Handtuch, um es auf die Kanüle zu drücken. Die Blutung wurde immer stärker und irgendwann brach meine Tante zusammen. Mein Onkel musste mit ansehen wie sie verblutete. Dies musste wohl auch der Augenblick gewesen sein, als er mich außer Kontrolle anrief.

Meine Wut wandelte sich fast in Verzweiflung, als ich mit Annett, in das mir so vertraute Badezimmer ging. Es war unbeschreiblich. Die Wände waren voller Blut, Finger und Handabdrücke waren überall auf den Wänden, den Fliesen, der Badewanne, dem Handwaschbecken. Zwei blutgetränkte Handtücher lagen am Boden. Man konnte keinen Schritt machen ohne durch Blut zu laufen.

Warum gibt es nicht jemanden, der nach so einem Geschehnis die Spuren beseitigt und wieder alles in den Originalzustand bringt. Es gibt doch Menschen, die so etwas können, und sie haben zu dem Verstorbenen ja auch keine Beziehung.

Wir standen in dem Bad, im Blut meiner gerade verstorbenen Tante, und sahen uns entsetzt an. Meine Wut über alle, die nicht darüber nachdenken, was in Hinterbliebenen vorgeht, war so groß, dass ich vor Wut am liebsten laut geschrien hätte. Ich bat Annett inständig mir zu helfen, hier Ordnung zu schaffen und die Spuren des Grauens zu beseitigen. Auch ihr sah man das Entsetzen an, zum Glück hatte sie viele Jahre in der Krankenpflege gearbeitet und war einiges gewohnt.

Wir fingen an, das Bad von diesen Spuren zu befreien. Wir konnten es nicht so lassen, meine beiden Cousins wären dazu nicht in der Lage gewesen. Sie saßen zusammengekauert im Wohnzimmer. Und mein Onkel, dem sie Trost spendeten, wäre bestimmt beim Versuch, das Bad zu reinigen, zugrunde gegangen.

Ich denke oft darüber nach, was in seinen Gedanken los war, wenn er danach das Bad betrat und vor seinem geistigen Auge sah, wie meine Tante dort verblutete.

Ich kann ihn leider nicht mehr danach fragen, auch er ist ja leider schon tot.

Ich griff als erstes eines der Handtücher, die am Boden lagen. Dieses Gefühl ein Handtuch auszuwringen, das sich so mit Blut vollgesaugt hatte, wie ein Scheuerlappen beim Wischen, kann man niemandem erklären.

Wir putzten und schrubbten, ich weiß nicht wie viel Zeit verging. Nach einer gefühlten Ewigkeit sagte Annett, dass sie leider nicht weitermachen kann. Auch sie war jetzt wütend darüber, dass man die Hinterbliebenen in solch einer Situation ihrem Schicksal überlässt.

Ich kann beim besten Willen nicht sagen, wie lange es noch dauerte, bis ich diesen schweren Weg zu Ende beschritten hatte, für mich blieb die Zeit fast stehen. Jede Sekunde erschien mir wie ein Tag - ein Jahr meines Lebens.

Ich weiß heute nicht mehr, was danach geschah, weitestgehend habe ich das wohl alles verdrängt. Ich weiß nur, dass ich Annett noch Tage danach erzählte, dass ich mir immer einbildete, meine Hände würden nach Blut riechen. Ich hatte ständig das Verlangen, sie mir waschen zu müssen. Ihr ging es leider so ähnlich. Dies sind Erfahrungen, die kein Mensch braucht.

Ja, und nun stelle man sich vor, es kommt ein Arzt und sagt: „Ihr Freund sollte am besten eine Trachealkanüle bekommen“. Annett war sich wohl tausendprozentig sicher, dass ich solch eine Kanüle auf keinen Fall haben wollte.

Ich wollte sie haben, an das schreckliche Ereignis habe ich damals bestimmt nicht gedacht. In einem lichten Moment fragte sie mich, ob ich lieber den Schlauch haben wollte oder die Kanüle. Ich wählte schnell, der Schlauch, durch den ich so schlecht Luft bekam und in meinen Träumen immer Schuld war an meinem Unbehagen, MUSSTE WEG.

Es waren drei schwere ereignisreiche Monate ins Land gegangen. Es war Winter, Annett war in dieser kalten Jahreszeit allein mit ihren riesigen Problemen, ich konnte ihr nicht helfen. Alle Freunde und die Verwandten standen ihr bei, oft besuchten sie mich zusammen. Man wollte uns helfen. Dankeschön an euch alle, die für meine damalige Freundin da waren.

Annett hatte sich mit der Lage arrangiert, versuchte sich auf ein Leben mit einem ans Bett gefesselten Mann abzufinden. Sie saß an meinem Bett und erzählte und erzählte, ich war bestimmt ihr Ventil, ich die Person der sie doch immer alles erzählen konnte.

Sie versuchte mir das Leben angenehmer zu gestalten, dabei hat sie aber auch etwas gemacht, worüber wir heute noch lachen. Sie hatte mich in einem lichten Moment gefragt, ob ich ein Radio oder einen MP3 Player möchte. Ich sagte nein. Sie dachte sich wohl, sie tut mir was Gutes, wenn sie mir trotzdem ein Gerät besorgt. Weil ich doch früher immer so gerne Musik hörte und tanzte. Ich hasste es, wenn sie ging und das Radio oder den MP3 Player anmachte und mir die Ohrstöpsel reinsteckte. Die sich immer wiederholende Musik im Radio, wodurch man die Leute dazu treibt, sich die gespielte Musik zu kaufen, machte mich irre. Ich versuchte immer sie auszuschalten. Es ging natürlich nicht ...

Wieder auf eigenen Beinen

Der Tag war gekommen, in der Klinik konnte man nicht mehr viel für mich machen. Man hatte mir für die Nahrungsaufnahme einen Schlauch durch die Nase gelegt, ein Loch in den Hals gemacht, um mich direkt zu beatmen. Man hatte mich stabilisiert und war nun am Ende. Nun sollten andere sehen, was noch ging: Diagnose Pflegefall.

Das Geheimrezept hieß Frühreha. Man holte mich ab und fuhr mit mir nach Grünheide. Dort blieb ich aber nur einen Tag.

Eins war allen klar, sie mussten versuchen meine Medikamente umzustellen, damit ich erst einmal wieder zu Verstand kommen würde. Man musste mich ansprechen können, um mich eventuell zu mobilisieren.

Es dauerte nur ein paar Stunden, bis ich voll außer Kontrolle war.

Ich bekam sehr starke Schmerzen, mein Kopf dröhnte, ich hielt es nicht aus, schrie nach Schmerzmittel und brach schließlich zusammen. Annett war geschockt, sie dachte, ich wäre tot. Nach ihren Beschreibungen schrie ich noch einmal auf und brach zusammen. „Tot, er ist tot!“ Im Schock rannte sie zur Tür, schrie nach den Ärzten, rief um Hilfe. Ein Arzt kam gleich angerannt, der Arzt war so in der Situation gefangen, dass er gar nicht mitbekam, dass Annett gar keine Krankenschwester ist. Sie war vollkommen verumumt, denn ich hatte mir auch noch den Krankenhauskeim zugelegt. Wenn du schon mal dabei bist ... warum nicht. Jeder Besucher musste sich vor den Keimen schützen. Er erkannte so natürlich nicht, wer unter der Haube, dem Kittel, den Überziehern für die Schuhe und den Gummihandschuhen steckte. Es war meine Freundin Annett, die nun Anweisungen bekam, was sie zu tun hätte. Sie sollte Spritzen aufziehen. Sie wollte die Situation schnell aufklären, da kamen aber auch schon weitere Helfer und sie wurde vor die Tür geschickt. Was genau geschah, wissen wir nicht.

Die Ärzte telefonierten miteinander und das Ergebnis war, dass man mich wieder ins Krankenhaus schaffte und anfang mit den Medikamenten zu experimentieren. Fakt war, dass ich wohl noch nicht soweit war. Es ging zurück in die Klinik, es musste herausgefunden werden, welche Medikamente mich in einen Zustand bringen könnten, wo man mich mobilisieren kann.

Es vergingen wieder sieben Tage in der Klinik, Annett besuchte mich jeden Tag. Man hatte wohl die Schmerzmittel in kleinen Schritten gesenkt, um die anderen Medikamente ändern zu können. Ich wurde auch daraufhin untersucht, ob ich epileptische Anfälle hatte. Die Anzeichen waren wohl gegeben. Man schloss dies aber nach längerer Beobachtung aus.

Auf zur zweiten Runde, Krankenhauskeim wieder in den Koffer, rein in den Krankenwagen und los nach Grünheide. Das war nicht schwer, den Weg kannten wir ja nun schon. Ehrlich gesagt, bekam ich nicht so viel von der Zeit mit. Ich hatte immer mal einen lichten Moment, aber wann, was, wo war, ist nur anhand von Annetts Erinnerungen und einem Haufen von Papieren der Ärzte für mich auszumachen.

Zurück in der Reha bekam ich ein anderes Medikament namens Carbamazepin, dieses war möglicherweise der Auslöser der nachfolgenden Halluzinationen.

Ich sah riesige Garnelen, die aus der Decke meines Zimmers kamen und mich fressen wollten. Angriff ist die beste Verteidigung, ich ging auf sie los und wollte ihnen zuvorkommen.

Heute weiß ich, dass ich in meinem Wahn auf Annett losging. Sie muss wohl eines dieser Horrormonster gewesen sein. Annett ging nach diesem Vorfall, man hatte mich wieder ruhig gestellt. Sie zogen die Geländer des Krankenhausbetts hoch, man wollte so verhindern, dass ich rausfalle, denn ich war immer noch unruhig. Trotz der halbseitigen Lähmung schaffte ich es aus dem Bett heraus. Man dachte, mit dem Gitter wäre das unmöglich. Nein, ich zog mich über das Gitter und landete auf dem Boden. Sie riefen Annett an, sie war schon auf der Autobahn, auf dem Weg zu ihren Eltern, und fragten Annett, ob man mich in ein Zimmer mit Videoüberwachung bringen durfte. Die Antwort war natürlich ja.

Sie legten Matratzen um mein Bett und hofften wohl, dass ich nicht noch einmal falle. Die Nachtschicht hatte mit mir bis zum Morgen schwer zu tun.

Ich sah in der ganzen Zeit unzählige, unglaubliche Geschichten, dass ich mir heute vorstellen kann, wie sich ein Drogenabhängiger fühlt.

Ich sah nicht nur riesige Garnelen und Monster. Ich sah Menschen, die an den Wänden liefen. In meinen Halluzinationen kam es mir so vor, als könnte ich auch laufen, und natürlich flüchtete ich durch die ganze Stadt, um endlich den Maschinen zu entkommen. Aus Rache dafür nahm man Marc, unseren Sohn, gefangen und wollte ihm Schreckliches antun, denn die Maschinen waren unbarmherzig.

Ich träumte immer wieder davon, entkommen zu müssen. Nur einmal verhielt ich mich ganz ruhig: Es öffnete sich eine Tür weit oben in dem Raum, in dem ich mich vermeintlich befand, die Tür war bestimmt zwanzig bis dreißig Meter über mir. Ein helles Licht schien in meinen schwarzen Raum, in dem nichts zu sehen war. Es führte eine Wandtreppe hinauf zu der Tür mit dem durchdringenden Licht. Deine Rettung, könnte man denken. Na klar, dort ist es hell, hier ist alles tief schwarz. Ich blieb aber im Dunkel.

Man hat schon viel gelesen oder gehört, von Türen und hellem Licht. Vielleicht habe ich es nur darum gesehen, weil in meinem Unterbewusstsein der Gedanke an das Jenseits aufkam. Manche behaupten bestimmt „Das war das Licht ins Jenseits“. Ich wusste jedenfalls, da willst du nicht hin. Warum auch immer wollte ich nicht in diese Helligkeit, um keinen Preis.

Es gab auch Stimmen, die mir sagten, ich solle zu Gott beten. Weil dann alles gut werden würde, da er mir doch zu helfen vermag.

Ich lehnte die Hilfe von Gott ab. Oder besser, ich sagte den Stimmen, dass ich nie zu einem Gott gebetet habe und, dass ich es verlogen finden würde, jetzt damit zu beginnen. Die Stimmen sagten mir, dass er mir das verzeihen würde, er ist ja Gott. Ich war kurz versucht, aber letztendlich betete ich nicht. Ich glaube nicht an Gott, also will ich ihn auch nicht missbrauchen, wenn ich schwach, oder besser, todkrank bin.

Ich kann nicht sagen, wie lange das ging und welche Geschichten ich wo erlebt habe. War es noch auf der Intensivstation oder schon in der REHA? Die Zeit war für mich nicht existent, Monat für Monat verging und ich hatte nur eine Sorge: Kommt Annett am nächsten Tag wieder zu dir, wird sie immer bei dir sein? Jetzt, wo du so schwer krank bist, wird sie vielleicht das Weite suchen.

Einmal muss ich Traum und Wirklichkeit in einen Topf geworfen haben. Ich war furchtbar böse, weil ich mir einbildete, dass sie mich nicht besuchte. Mein einziger Halt, die Verbindung zur realen Welt war weg. Meine Angst schlug in Wut um und ich tobte fürchterlich. Meine Schwägerin war genau an diesem Tag auf dem Besuch dabei. Sie ist heute noch erschrocken über dieses Erlebnis. Ich kann mich nicht mehr an diesen Tag erinnern, aber ich weiß heute noch, dass ich fürchterliche Angst hatte allein zu sein, allein ohne Annett.

Es gab einen Tag, ab dem ich mir sicher war, dass ich alles wieder ganz klar mitbekomme und meine Gedanken gut sortiert waren.

Aus heutiger Sicht kann ich sagen, dass ich dieses Gefühl drei oder viermal hatte, immer so im Abstand von etwa einem halben Jahr. Die Medikamente, die man mir verabreichte, waren wie Gift in meinem Körper. Ich brauchte sie bestimmt um das alles zu überleben, aber jetzt vernebelten sie mir den Geist. Vielleicht war es auch gut, dass ich Stufenweise wieder „normal“ wurde. Wer weiß was geschehen wäre, wenn ich nicht wie ferngesteuert gewesen wäre und mit hundertprozentiger Kopfleistung realisiert hätte, dass da ein Körper liegt, für den die Ärzte keinen Cent mehr ausgeben würden. Eben ein Pflegefall.

Es kam der bewusste Tag: Man offerierte mir, dass ich doch mal wieder sitzen müsse, um meinen Kreislauf in Schwung zu bringen.

Irre!! Man kann sich nicht vorstellen, was es für Schmerzen sind, wenn dein Oberkörper mit seinem vollen Gewicht auf deinen Gedärmen hängt. Ich wollte Schreien vor Schmerzen, es ging nicht, durch die Kanüle in meinem Hals hatte ich keine Stimme. Ich konnte nur röchelnde Laute von mir geben, bevor ich ohnmächtig wurde.

Als ich wieder aufwachte, lag ich artig in meinem Bett. Ich weiß noch; mir wurde schwarz vor den Augen und dann sackte ich weg. Ich sehe es noch vor meinem geistigen Auge, als ich wach wurde, war mein Verband am Arm ganz schwarz. Als wenn man mit einem weißen Lappen über den gebohnerten Boden wischt. Ich denke, ich bin den Damen damals durch die Finger geglitten und auf dem Boden gelandet. Ich weiß es aber nicht mit Bestimmtheit.

Diese Schmerzen, die das reine Sitzen verursachten, werde ich nie vergessen. Ich hatte vorher und nachher nie mehr solche Schmerzen.

Jeder weiß, was passiert, wenn Muskeln lange nicht benutzt werden: sie werden schlaff. Ein eingegipstes Bein oder ein Arm brauchen Wochen, um wieder zu funktionieren.

Meine Muskeln trugen meinen Körper einfach nicht mehr. Mein tonnenschwerer Rumpf hing auf meinen Gedärmen. Was für ein dumpfer Schmerz!

Keine Ahnung, wie oft sie es noch probierten, aber irgendwann saß ich im Rollstuhl. Nach fünf Minuten wollte ich wieder in mein Bett, ich wollte doch nur liegen. Man kann doch auch im Liegen leben. Diese verdammten Physiotherapeuten ließen aber nicht locker. Immer noch eine Minute und noch eine, hieß es. Sie konnten froh sein, dass ich nicht sprechen konnte. Ich hätte sie jeden einzeln verflucht, ganz sicher.

Es verging wieder einige Zeit und irgendwann saß ich im Rollstuhl und hatte keine Schmerzen mehr. Ungefähr zu der Zeit musste es auch angefangen haben, dass die Lähmung nachließ. Einige Dinge auf der linken Seite funktionierten wieder. Mein komisches Glas auf dem Auge war verschwunden und ich konnte es wieder selbstständig schließen.

Ich saß und als Nächstes wollte man mir wieder eine Stimme geben. Für die Kanülen, die sie dir durch den Hals in die Luftröhre schieben, gibt es Aufsätze mit denen man, mehr schlecht als recht, sprechen kann. Grausig, aber man kann sich verständigen. Man bekommt endlich mal wieder das, was man möchte. Ohne stundenlang zu versuchen zu erklären, was man eigentlich will. Mit etwas Übung bekommt man es hin zu sprechen, nur mit dem Atmen sieht es mit dem Aufsatz bescheiden aus. Aber besser, als auf eine Tafel mit Buchstaben zeigen zu müssen, wo man dann mühsam Wörter zusammensetzen kann. Ich hatte Doppelbilder, aber das war mir noch nicht richtig klar. Buchstaben, auf die ich vermeintlich zeigte, ergaben aneinandergereiht keinen Sinn und was Schrift sein sollte, sah aus wie das EKG einer Horde Affen.

Man verstand mich wieder, wieder ein Stück Freiheit zurück. Irgendwann zwischen „endlich sitzen“ und Sprechen kam mein Lebensmut wieder. Der Typ, der nicht aufgibt, dessen Glas immer halb voll ist, war zurück.

Sie dokterten an mir rum, Logopädie, Physiotherapie, eine Frau, die mir mit einer Maschine über den Bauch fuhr, um mich dazu zu bringen, dass auch mal wieder etwas von der Nahrung, die über den Schlauch in meinen Magen gelangte, nach draußen kam. Sie fuhr mir mit einem Gerät, das aussah wie ein Schwingschleifer, über den Bauch, um den Darm zu stimulieren.

Ich konnte sitzen und schon fing Klein Svente wieder an die Welt zu erobern. Anfangs schoben sie mich noch durch die Gegend. Ich kam immer nur in diesen Rolli, wenn jemand dabei war, schrecklich. Meine Freiheit war noch nicht so, wie ich es mir dachte, noch nicht selbstbestimmt.

Eines Tages war ich bereit. In so einen Rollstuhl kommst du auch ohne Hilfe, sagte ich mir. Ich wollte auf die Toilette, der Schwingschleifer hatte ganze Arbeit geleistet. Eigentlich ging es auf die Pfanne, schrecklich, wenn du als erwachsener Mann auf so ein Ding sollst. Da war es doch besser, als ich noch ohne Bewusstsein war und eine Windel trug. Diese war nur für das große Geschäft, klar, für die kleinen Dinge hatten sie mir ja einen Schlauch mit einem Beutel am Ende, durch den Harnleiter geschoben. Kein Wunder, dass ich dachte, das muss die Matrix sein, in der ich bin. Überall im Körper Schläuche und Nadeln. Die Ärzte bei den Nachuntersuchungen haben heute noch Mühe, Venen zu finden, wo sie mir Blut abnehmen können, weil über Monate alles zerstoßen wurde und nun sehr vernarbt ist.

Ich musste natürlich auch mal auf die Toilette, man ließ mich aber nur auf die Pfanne, alles andere schien zu schwer für mich.

Nun hole tief Luft, Svente und überwinde dich, denn wenn du fragst, geht es wieder auf dieses grausige Ding. Du hast noch Zeit bis die Schwestern zum Frühstück kommen, um hier Klarschiff machen. Du musst rein in den Rolli. Das macht viel, viel Mühe, oh ja, aber du sitzt drin. Cool, du bist der Typ der nicht aufsteckt. Willkommen zurück.

Mit einiger Mühe ging es ab ins Bad, rüber aufs Klo ging es auch noch ganz gut, man fährt direkt daneben, man klappt die Lehnen raus und hievt sich rüber. So eine REHA ist so schön behindertengerecht.

Du sitzt, du sitzt wie ein erwachsener Mann auf dem Thron des kleinen Mannes. Al Bundy hätte die wahre Freude an dir.

Es ging alles, als wenn es nie anders gewesen wäre. Beim Hintern putzen hatte ich aber schon Mühe, mich auf dem Thron zu halten. Man kann sich nicht vorstellen, wie anstrengend ein Toilettengang sein kann. Jetzt kam aber die Kür, ich musste über die Zwischenstation Rolli wieder in mein Bett.

Rolli in Position und schon ging es ab, es ging direkt ab in Richtung Erde. Ich stürzte auf den Boden und lag nun halb unter dem Waschbecken und dem Klobecken. Der Rolli hatte sich trotz der Bremse selbstständig gemacht. Von einer Toilette, einem Stuhl oder etwas anderem auf Sitzhöhe in den Rolli zu wechseln, geht irgendwann mit etwas Übung. Aber vom Boden, mit einer teilweisen Lähmung da hochzuklettern, das ist harte Arbeit. Es dauerte schon eine Ewigkeit, bis ich den Rollstuhl so in Position gebracht hatte, dass es mir sicher vorkam, dort wieder einzusteigen. Dieses verdammte Ding machte einfach nicht das, was ich wollte. Immer wieder rutschte ich weg oder meine Kräfte verließen mich im letzten Augenblick, so dass ich wieder zu Boden stürzte. Nach zwanzig Minuten härtesten Kampfes saß ich wieder in diesem Rollstuhl. Meine Sachen waren nassgeschwitzt, ich fühlte mich, als wenn man mich in voller Montur in den strömenden Regen auf die Terrasse geschoben hätte. Ich triefte, das Wasser lief mir über Rücken und Arme. Ich saß wieder in dem Gefährt, war aber puterrot und musste mich unter dem kühlen Nass des Wasserhahns etwas akklimatisieren.

Jetzt schnell ins Bett, bevor die Schwestern kommen und dich erwischen. Das darf nicht passieren, das gibt mit Sicherheit Ärger.

Als ich im Bad am Boden lag, hatte ich immer wieder überlegt, den Alarm zu betätigen. Zwanzig Minuten Kampf, um zurück in den Rolli zu kommen, lassen dich auf solche Gedanken nicht nur einmal kommen. Nein, denn wenn sie dich hier am Boden liegend erwischen, nehmen sie dir den Rolli bestimmt immer weg, wenn sie dich zurückgebracht haben. Ich war doch gerade wieder so schön frei. Ich kam ohne Hilfe von A nach B. Ich war frei, frei frei ... Mir war nicht einmal ansatzweise klar, was sich aus diesem Stück Freiheit entwickeln würde.

Die Fortschritte nahmen zu, es ging immer mehr kleine Dinge, die man im „normalen“ Leben als nichtig bezeichnen würde. Ich konnte mit der linken Hand greifen und mit der Muskulatur der linken Seite wieder eine Mimik herstellen. Es hing nicht mehr einfach alles runter und wenn ich jetzt lachte, sah ich nicht aus wie Quasimodo, der sich mit Esmeralda in Notre-Dame auf den Balustraden vergnügt. Auch mein linker Fuß ließ sich bewegen, es war unglaublich.

Aus heutiger Sicht kann ich verstehen, dass mich in dem Zustand alle belächelten, als ich verkündete, dass ich zu meinem Geburtstag zu Hause sein würde, um dort zu feiern. Ich würde meine ganze Familie in unsere neue Wohnung einladen und ein neues Lebensjahr willkommen heißen. Voraussetzung für eine Entlassung war, dass ich alleine essen konnte, keine Kanüle für die Beatmung brauchte, auf meinen eigenen Beinen stehen konnte und laufen konnte.

Für mich stand fest: In sechs Wochen bist du hier raus.

Das was ich als erstes, versuchte zu schaffen, fiel mir am schwersten: Laufen war die größte Hürde. Weil ich vom Bett so schnell an den Rollator kam, um mit Mühe und Not ein paar Meter zurückzulegen, meinte ich wohl, es würde einfach. Ich stand in den Startlöchern in Richtung Entlassung und machte eine verrückte Nummer nach der anderen.